

Ulrich Dittmann<sup>1</sup>

■ *Zusammenfassung: In der deutschen Literatur ist das Gebiß - stärker als andere Körperteile - von einer Schweigezone umgeben. Mit dem Zahnweh verbindet sich eine traumatische Erinnerung, dank derer das ganze Wortfeld ZAHN durchgängig negativ konnotiert ist und Thematisierungen der Zähne traditionell in Texte minderen Anspruchs verdrängt sind. Neben der klassischen Ästhetik begründen Goethes Gebißprobleme diesen Befund. Daß Thomas Mann in „Buddenbrooks“ Zähne zum zentralen Körpersymptom seiner Figuren und so das Gebiß literaturfähig machte, verweist auf ausländische Vorbilder. Nicht konkret-biographische Gründe befreiten die Zähne vom Odium des Nichterwähnbaren, erst ihre Behandlung in ästhetisch akzeptierten Texten integrierte sie in unsere Literatur sowie daran anschließende Rede- und Lebenszusammenhänge.*

*Suchbegriffe: Zähne, Literatur, Schmerz, Traumata für Ursel zum Zwanzigsten!*

Some tortures are physical and some are mental. But the one that is both - is dental" - so dichtet ein US-Poet. Auf deutsch: „Manche Qual ist physisch und manche mental, für eine Qual gilt beides, die ist dental!“

Meine Damen und Herren, mit dem Eingangszitat, das ich dem gemeinsamen Zahn-Interesse und der Belesenheit von Theodore Ziolkowski, einem amerikanischen Komparatisten, verdanke, sind wir mitten im Thema meines Vortrages, und das auch gleich auf unterschiedlichen Ebenen.

1. Das Zahnweh war und ist eine unvergleichliche Qual, unter den mir vorgekommenen Texten thematisiert so prägnant allerdings nur ein Amerikaner den Schmerz. Obwohl sich in deutsch „Qual“ und „dental“ schön reimen, fand ich kein Gegenstück in unserer Muttersprache.

2. Zahnweh, als zentraler Aspekt jeglicher Erwähnung von Zähnen und Zahnärzten in der Literatur, ist kein Thema für große Dichtung. Ogden Nash (1902-1971), der Verfasser des zitierten Zweizeilers, gilt als poeta minor, der „kleinere Idioten der Menschheit aufs Korn nimmt“. Ihm entsprechen bei uns Eugen Roth und Wilhelm Busch, ebenfalls poetae minores mit zunehmend angefochtenem Ruhm: Busch widmete sich vor mehr als 100 Jahren in seiner Bilderzeichenschiene vom „Balduin Bählamm“ etwas wortreicher dem Thema:

*Das Zahnweh, subjektiv genommen,  
Ist ohne Zweifel unwillkommen;  
Doch hat's die gute Eigenschaft,  
Daß sich dabei die Lebenskraft,  
Die man nach außen oft verschwendet,  
Auf einen Punkt nach innen wendet  
Und hier energisch konzentriert.  
Kaum wird der erste Stich verspürt,  
Kaum fühlt man das bekannte Bohren,  
Das Rucken, Zucken und Rumoren -  
Und aus ist's mit der Weltgeschichte,  
Vergessen sind die Kursberichte,  
Die Steuern und das Einnahmeins,  
Kurz, jede Form gewohntem Seins,  
Die sonst real erscheint und wichtig,  
Wird plötzlich wesenlos und nichtig.  
Ja selbst die alte Liebe rostet -  
Man weiß nicht was die Butter kostet -  
Denn einzig in der engen Höhle  
des Backenzahnes weilt die Seele ...*

Spott trifft die Verinnerlichung des existentiell, körperlich und geistig vom Schmerz ergriffenen Dichters und mit ihm wird die Seele als das poetische Organ schlechthin dem Gelächter ausgeliefert. Angesichts der Intensität der Empfindungen verwundert die Vermeidung der Zähne als ernstes Thema. Eine poetische Schweigezone umgibt unseren Gegenstand: Das universal empfundene, in jeder Hinsicht archaisch verwurzelte Zahnweh könnte - so meint man - auf Resonanz bei den Lesern rechnen und den für Bücher überlebenswichtigen Publikumskontakt etablieren. Dennoch fehlt es wie etwa eine Blinddarmerreizung. Es scheint weitestgehend nur in nicht-fiktiven Äußerungen auf, in Tagebüchern oder Briefen der Dichter. Das ergreifendste Zitat fand ich bei Brecht, der sich am 25.11.1948 seine letzten elf Zähne ziehen ließ und eintrug: „tabula rasa für Prothesen“. Trotz derart real erschütternder Erlebnisse und obwohl sie einem ganzen Berufsstand die Existenz sichern, bleiben Leerstellen, wo man Zahnthemen in gesteilter Wirklichkeit, in dichterischen Entwürfen erwarten könnte.

Daß manche Autoren das Verschweigen durchbrechen, eröffnet interessante Einsichten. Thomas Mann, an den Sie sicher bereits denken, bildet den Höhepunkt, auf den ich mich allmählich zubewegen werde.

Zunächst biete ich eine Reihe von Beobachtungen zur Unterstützung der gerade formulier-

ten Hypothesen aus der Sicht eines Literaturwissenschaftlers mit Anspruch auf Praxisnähe in jeder Hinsicht: Mein Schreibtisch befindet sich im Hörbereich einer Zahnarztpraxis; vom Fenster aus kann ich seit 20 Jahren Querschnittstudien über Patientenverhalten bei Entree und Abgang anstellen; und dank der Ehe mit einer Zahnmedizinerin höre ich manches, was keine Schweigepflicht tangiert, jedoch immer wieder Fragen nach der poetischen Vermeidung aufwirft.

Meine Eingangsthese bestätigen zwei Dichter: Unmittelbar begründet noch einmal Wilhelm Busch das literarische Vermeiden, und auf ungleich höherem Niveau erklärt es Günter Grass. Busch geht davon aus, daß Zahnschmerz die Poesie ausschließt:

*Dem hohen lyrischen Poeten  
Ist tiefer Schmerz gewiß vonnöten;  
Doch schwerlich, ach, befördert je  
Das ganz gewöhnliche Wehweh,  
Wie Bählamm seines zum Exempel,  
Den Dichter in den Ruhmestempel.  
Die Backe schwillt. - Die Träne quillt.  
Ein Tuch umrahmt das Jammerbild.*

Zahnweh ist „gewöhnliches Wehweh“, es erreicht nicht die Qualität jener Schmerzen, die als Quelle dichterischer Inspiration vorausgesetzt werden. Es sitzt wohl außerdem zu nahe dem Gehirn und setzt das Denken außer Kraft! - Günter Grass konstatiert und begründet in seinem Roman „örtlich betäubt“ das von mir bemerkte Defizit anders: Da tröstet ein Zahnarzt den Ich-Erzähler, einen Studienrat und Patienten, über das Fehlen von Lehrerfiguren in der zeitgenössischen Erzählliteratur: „Machen Sie sich nichts draus. Auch Zahnärzte kommen in der Literatur kaum, nicht mal in Lustspielen vor. (Es sei denn im Spionageroman: Der Mikrofilm in der Degudentbrücke.) Wir geben nichts her. Oder: Heute geben wir nichts mehr her. Allenfalls Nebenrollen. Wir arbeiten zu schmerzlos unauffällig. Die Lokalanästhesie hindert uns, Original zu werden.“ Nach Grass wäre der Schmerz also früher, vor den Anästhetika, noch ein Thema gewesen, seit dieser Erfindung gibt es nach seiner Auffassung keine Originale mehr und ist das Thema Zähne, Zahnweh und Zahnarzt nivelliert und uninteressant. Aber auch schon vor dem Arantil, auf das der Ich-Erzähler von Grass zweimal wahre Hymnen anstimmt, stellt man als Literaturhistoriker diese Zurückhaltung fest und muß Grass korrigieren, der mit diversen Texten die sonstige Leerstelle auffüllt. Aber er bleibt dabei ein Einzelfall im Gefolge Thomas Manns. Für Schwindtsucht, Migräne oder Melancholie, Depression und Herzschmerz, die auch mentale und physische Beschwerden verbinden, besteht in der Literatur ungleich größere Akzeptanz, sie scheinen populärer, wirkungsvoller und ergiebiger zu sein. Vor abstrakteren Beobachtungen als Beleg des Gesagten ein singuläres Beispiel für die Verknüpfung des literarisch akzeptierten Liebes Schmerzes mit unserem Thema Zahnweh. Heinrich Heine beendet den zweiten Teil seiner „Reisebilder“, das „Buch Le Grand“ mit seiner schier endlosen Liebeskummerklage, folgendermaßen: „Wie ein Wurm nagte das Elend in meinem Herzen, und nagte ... Ich hatte Zahnweh im Herzen. Das ist ein schlimmes Übel, und da hilft sehr gut das Füllen mit Blei und das Zahnpulver, das Berthold Schwarz erfunden hat“. Bei allen Gesprächen über mein heutiges Thema

erzielte diese Metapher vom „Zahnweh im Herzen“ immer stärkste Resonanz. Wer zufällig unter Liebeskummer litt oder gerade Zahnweh hatte, dem stiegen Tränen in die Augen. Heines immer noch bewährter Einfall steht ein weiteres mal in einem seiner Briefe. Er wiederholt sich selbst sonst nur selten, hier tat er's und klagte mit einem fiktiven Bild einer Freundin ganz reale Schmerzen: „Ach, schöne Friederike, ich bin unglücklich, und in einer solchen Lage hat man kaum das Recht, an schöne Frauen zu denken, viel weniger ihnen zu schreiben. Ich leide nämlich an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verursachen. Leider habe ich nicht die Courage, mich der heilsamsten Operation zu unterziehen; ich meine in Betreff des Zahnes - Wenn ich an Sie denke, fühle ich manchmal Linderrung - ich meine in Betreff des Herzens“. Diese Wiederholung trennt leider das Loch im Zahn von der Leere des Herzens; das gedoppelte Vakuum kleidete so poetisch den Selbstmordgedanken ein! Nur Bleikugel und Schießpulver versprachen Abhilfe. An ärztliche Behandlung dachte der Dichter bei der Metapher der „Reisebilder“ nicht; es ging um keinen therapierbaren Schmerz, und von daher gewann das Bild seine Poesie, die offensichtlich ausfällt, sobald die Behebung des Schmerzes durch einen Arzt ansteht und nur die „Courage“ fehlt, ihn aufzusuchen. Diese Behebbarkeit bzw. Vergänglichkeit des mehr oder weniger banalen, endlichen Wehwehs und die Angst vor dem Weg zu seiner Behandlung, macht Zahnschmerz unpoetisch. Erst die Unheilbarkeit ihrer Liebesschmerzen läßt Tristan und Isolde, Hero und Leander und Romeo und Julia zu unvergänglichen Figuren werden und am Herzschmerz sterben. Eine Prothese behebt Brechts „tabula rasa“ und liefert implizit einen Grund für die Trivialisierung unseres bzw. Heines Motivs.

Die historisch früh entwickelte Zahnheilkunde trug also zur Geringschätzung des Zahnmotivs bei - jedoch gilt die Hoffnung auf Heilung nicht überall, wie meine historisch mäandrierenden Beobachtungen belegen. Über die Trivialität hinaus begründen sowohl lexikalische wie auch psychologische Beobachtungen die Schweigezone. Zunächst zum Wörterbuch, zur Sprache, dem dichterischen Material: Die Belege von ZAHN bis ZAHNZWEIG im großen Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm setzen gleich im Mittelalter mit dem schmerzhaften Aspekt der „Knochengebilde zum Beißen im Munde des Menschen und bei Tieren“ ein und führen diese über 63 Spalten fort. Zwei Redensarten bezeugen, wie selten schmerzfreie Zähne sind: „Gesunder Zahn kaut Brot zu Marzipan“ spricht für die Ausnahme: Alltägliche Nahrung wird durch gesunde Zähne zu Konfekt! Und daß „einem kein Zahn weh tue“, ist vielsagend doppeldeutig: Diese Redensart kann einerseits seltenes allgemeines Wohlbefinden bezeugen, kann aber auch meinen, daß jemand tot sei. Man bekommt beim Lesen der 63 je siebzehnteiligen engbedruckten Spalten den Eindruck einer Gleichung: Leben heißt Zahnweh haben und damit ist sein Ereigniswert reduziert. Was nicht von der Normalität abweicht, das ist trivial und kaum erzählenswert! Zusätzlich zur lexikalisch belegbaren Trivialität und zur schamvoll eingestanden Angst vor dem Zahnarzt vertieft die psychologische Deutung die Gründe für die Vermeidung: Freud erklärte „Zahnreißträume“ zu „Darstellungen unter dem Drucke der Sexualverdrängung“, z.B. der Onanie, einem traditionell tabuisierten Thema. Zur Verdrängung des erlittenen Zahnschmerzes bzw. Zahnverlusts tritt die belastend-belastete Konnotation sanktionierter Selbstbefriedigung. Als Nicht-Psychologe begnüge ich mich mit einer Erwähnung, weil sie mir

als weitreichende Begründung gelegen kommt für die kollektive Ausgrenzung. - Allerdings gehört zu großer Literatur gerade das Aufheben solcher Tabus, wie Thomas Mann beweist: Es fragt sich, warum die Durchbrechung der Schweigezone so spät kam. Was führte zu derart andauernder Ausgrenzung? Für entscheidende persönliche Vermeidungsmotive, die speziell in der deutschen Literatur wirksam waren, weist der schon zitierte Heine an einer anderen Stelle der „Reisebilder“ die Richtung: Er schildert seinen Besuch bei Goethe, dem Klassiker, der der deutschen Literatur Normen setzte und wesentlich zur Etablierung der Schweigezone um Zähne, Zahnärzte und Zahnweh beitrug. Heine schreibt: „Über Goethes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlöse Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit“. Goethes Zahnprobleme haben weit gewirkt, sie haben die negativen Zahn-Konnotationen in der deutschen Tradition erheblich und bleibend verstärkt, sie sind bis in die Wörterbücher zu verfolgen. Unter allen zitierten Autoren liefert Goethe eindeutig die negativsten Belege: Das pejorativ-abgegriffene Synonym „Zahnbrecher“ verwendet er exemplarisch für betrügerisch täuschende Figuren, und „zahnarztmäßig“ gehört zu seinen entschieden tadelnden Beiwörtern. Einmal hat er nur am Beispiel eines notabene persischen Dichters das Zahnmotiv in einen positiven, wenn auch signifikant sehnsüchtigen Zusammenhang erwähnt:

„Herr Jesus, der die Welt durchwandert“,  
Ging einst an einem Markt vorbei;  
Ein toter Hund lag auf dem Wege ...“

Während alle Menschen unter dem Verwesungsgestank leiden, darüber klagen und schimpfen, läßt der Dichter Jesus zu Wort kommen:

„Ohn Schmäh und guten Simms  
... aus gütiger Natur [sagt Jesus]:  
‘Die Zähne sind wie Perlen weiß ...‘“

Und Goethe kommentiert die persische Parabel: „Schöne Zähne sind überall, besonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angesehen. Ein faulendes Geschöpf wird durch das Vollkommene, was von ihm übrigbleibt, ein Gegenstand der Bewunderung und des frömmsten Nachdenkens.“ Ich überlasse es Ihnen sich vorzustellen, was für Goethe das Faulen seiner Zähne, der mümmelnd zahnlöse Mund bedeutet haben mag, den Heine als ersten Eindruck erwähnt!

Bei Goethe hat die Zahnheilkunde offensichtlich versagt, ohne im Gegenzug das Motiv anzureichern. Seine Poetik verbot ihm die Beschäftigung mit trivialen Gegenständen. Denn für Klassiker galt nicht der unmittelbare Zusammenhang zwischen Zahnbefund und Literatur, wie ihn vor Goethe noch die Aphorismen Georg Christoph Lichtenbergs oder auch Gedichte des Matthias Claudius herstellten. In Lichtenbergs „Sudelbüchern“ steht das Zahnweh öfter im Zentrum, aber er urteilt unpersönlicher als Goethe: Einer längst vergangenen „gülden Zeit“ schreibt er zu, daß es damals „Kein Jammertal, keine Kopfsteuer, kein Zahnweh“ gegeben habe. So er-schienen ihm die Entdeckung eines Mittels wider das Zahnweh wertvoller als die Entdeckung eines neuen Planeten; die Stelle, auf die es mir bei diesem hypochondrischen, wenn auch viel

weniger wehleidigen Geist ankommt: Lichtenberg findet an Voltaire bemerkenswert, daß in dessen Roman „Candide“ eine Figur einer anderen „3 Zähne ins Gesicht spuckte“. Statt wie Goethe von einer solchen Beobachtung aus ans positive Denken des Lesers zu appellieren, bindet der große Göttinger den Text an seinen Autor: „das war die Zeit da Voltaire anfing, Zähne zu verlieren: so ließe sich manches in Rücksicht auf Zeit bei den Schriftstellern berichtigen“. Er geht also von einer banal-direkten Verbindung zwischen Literatur und Leben aus - zu banal für die Klassiker!

Durch Goethe änderte sich diese nüchtern aufgeklärte Haltung: Sein Gebißbefund und die mit Schiller entwickelte idealistische Dichtungsästhetik verbannten Krankes als „romantisch“. Die Poesie wurde von alltäglich gemeinen Gegenständen gereinigt, zu denen faulende Zähne, Zahnweh und „zahnarztmäßig“-tätige Menschen gehörten. Dichtung galt den Höhen der Menschheit. So vermittelte Johann Heinrich Voß in seiner 1793 erschienenen Ilias- und Odyssee-Übersetzung, die prägend auf unsere Literatursprache wirkte, trotz seines bemüht engen Anschlusses an das Original die später von Karl May verwendete Formel Homers vom „Gehege der Zähne“. Voß spricht vom „Gehege der Lippen“. Der vor mehr als 100 Jahren zuverlässig und informativ erarbeitete Artikel im Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm erklärt diese Übersetzung als ein „Umgehen der bei uns undichterischen Zähne“. Undichterisch z.T. wegen Goethe, z.T. aber auch wegen allgemein aus der Literatur verbannter Themen. Erst im Realismus und Naturalismus dürfen Körperteile oder auch Schweiß u.ä. in der Poesie auftauchen!

Wir kommen nach dem Abschreiten einiger dichtungsgeschichtlicher Stationen damit wieder zu Ogden Nash und Wilhelm Busch zurück, auf den mit Zahnweh verbundenen Doppelaspekt eines traumatisierenden körperlichen Schmerzes und psychischer Schockerlebnisse, die das Thema aus der Hochliteratur in die „unteren“ Etagen verdrängten: Statt der an klassischer Ästhetik orientierten Gattungen gewinnen eher volkstümliche Texte wie Hebels Kalendergeschichte „Der Zahnarzt“ oder Georg Queris Dorfgeschichten in bairischem Dialekt ihre Pointen dank schlechter Zähne und versagenden Zahnärzten. Die Leerstellen auf höherem Niveau lassen sich auch in die Zeit vor Lichtenberg bis ins Mittelalter und die frühe Neuzeit zurückverlängern: Für repräsentative Porträts vermieden die Maler geöffnete Lippen und den Blick auf die Zähne ihrer Auftraggeber. Erst dank der Kunst der Zahnärzte und Zahntechniker können heute Models und Kanzlerkandidaten strahlend lächeln! - Aus dem Mittelalter gibt es nur einmal einen „Gottfried mit dem Zahn“, den die populären Volksbücher in der Melusine-Sage vor 1400 überliefern, eine männlich-aggressive Figur, die - von der Seejungfrau und einem Menschen gezeugt - wie alle neun Geschwister ein besonderes körperliches Attribut aufweist, aber keinen Menschen-, sondern einen Eberzahn, der zwischen den Lippen herausragt. - Daß unseren Zähnen schon früh eine Hervorhebung versagt blieb, das lehren auch die Emblemata, die europaweit ausgeklügelte Sinnbildgattung des Barock, der sehr viele Naturgegenstände und Körperteile wie Augen, Hand, Fuß, Haare zu kunstvollen Deutungen dienten. Zähne fehlen!

Von diesen frühen Bereichen gehe ich vor der ‘Behandlung’ Thomas Manns kurz auf die Gegenwart ein, auf zwei unterschiedliche Gesellschafts- und Medizinsysteme: Durch zeitgenössische amerikanische Unterhaltungsromane bohren sich viele Zahnärzte - sie verdanken ihre Erwähnung dem guten Einkommen bzw. den hygienischen Standards; die abendliche Frage

der Eltern nach dem Gebrauch der Zahnseide: „did you floss?“ ersetzt in US-Familien die Frage: „Hast Du zur Nacht gebetet?“ Veränderte soziale Normen eher als das den Zähnen implizit gebührende Interesse durchlöchern die Schweigezone - auch Sigmund Freud zum Trotz!

Ein russischer Gegenwartsautor aus einer weniger hygienisch orientierten Gesellschaft spielt traditionellere Standards. Zahnärzte zählen für Arkadi Inin neben Schwiegermüttern und unzuverlässigen Installateuren zu den nur satirisch zu behandelnden Themen, gehören also in keine seriöse literarische Gattung. Gleichzeitig bemüht Arkadi Inin sie - sehr aufschlußreich - für die lebenswichtige Definition von „Glück“. „Was eigentlich ist Glück?“ fragt er, „Das ist das, was du empfindest, wenn du zum Zahnarzt kommst und am Eingang die Ankündigung steht: ‘Heute keine Sprechstunde’.“ Nur außerliterarisch - in einer Scherzfrage - kommt zur Geltung, was innerliterarisch ins Gebiet der verzerrenden Satire gehört. Nach diesen nur marginalen Durchbrechungen der immer noch geltenden Schweigezone um die Zähne komme ich schließlich zu dem Autor, dessen Lektüre die Schritte zu jeder Zahnarzt-Praxis überschattet: Thomas Mann. Die Zähne seiner Figuren und das eigene Gebiß besetzen eine zentrale Stelle in seinem Werk - und das, obwohl er sein Leben auf eine Imitatio Goethes ausrichtete - von dem ihn allerdings die Erfahrung besserer Zahnärzte und eine Lektüreerfahrung trennte. Dank seines „künstlichen Mundes“ genießt er es (29.X.37), endlich „das hier so gute Grahambröckchen mit Honig“ (III.38) wieder essen zu können. Man könnte dank seiner Tagebücher Monographien über einzelne Zähne schreiben!

In Thomas Manns nobelpreisgewürdigter Familiengeschichte „Buddenbrooks“ beeinträchtigen Zähne die Vitalität der einzelnen Generationen und ihr Verlust begleitet den „Verfall einer Familie“, wie der Untertitel lautet. Im eigenen Buddenbrook-Handbuch rangieren „Zähne“ unter dem Stichwort Verfallssymptome vor Lebensdauer und Geburtenabnahme. Zunehmende Zahnprobleme korrespondieren bei den Buddenbrooks allerdings auch mit zunehmender Reflexionsfähigkeit und seelischer Differenzierung, sie signalisieren positive Individualisierung, sind Attribute der Auszeichnung. Zentrales Ereignis für unser Interesse am Roman ist der Tod des Thomas Buddenbrook, er stirbt erst neunundvierzigjährig an einem Zahn. Schon nach den ersten zehn Seiten führt der Autor das Kind Thomas mit der Beschreibung ein: „Seine Zähne waren nicht besonders schön, sondern klein und gelblich.“ Weisen die überlebensfähigen Personen „ungewöhnliche gutgeformte, engstehende Zähne“ auf, so steigert der Autor die Zahnprobleme noch bei Hanno, dem Sohn des Thomas. Um seinen Tod an einem Zahn richtig zu verstehen, muß ich ein wenig ausholen: Vorausgehende Kapitel schildern das Leiden des Großkaufmanns und Lübecker Senators Thomas Buddenbrook an den Zwängen seines Lebens, seinen geschäftlichen und familiären Verpflichtungen. Er flieht den Alltag und vergräbt sich in die Philosophie Schopenhauers, nach der der Tod Glück und Befreiung bringen soll. Wenn die Figur an einem Zahn stirbt, so heißt das, daß Thomas Mann tödliches Lebensleid im Zahnweh gipfeln läßt - ganz im Sinne des Resümee nach der Wörterbuchlektüre: Leben heißt an Zähnen leiden; Lebensleid konzentriert sich gesteigert im Zahnweh. Es kann aber auch heißen, mit dem Erlöschen des Lebenswillens korrespondiert ein Sterben vom Kopf, ganz konkret vom Gebiß aus.

Aber hören Sie zunächst den etwas ausführlicheren Text, der auf dem Weg zur Praxis eines Zahnarztes mit Namen Brecht beginnt: „Thomas Buddenbrook ging weiter und biß die Kiefer

zusammen, obgleich dies die Sache nur verschlimmerte. Es war ein wilder, brennender und bohrender Schmerz, eine boshafte Pein, die sich von einem kranken Backenzahn aus der ganzen linken Seite des Unterkiefers bemächtigt hatte. Die Entzündung pochte darin mit glühenden Hämmerchen und machte, daß ihm die Fieberhitze ins Gesicht und die Tränen in die Augen schossen. Die schlaflose Nacht hatte seine Nerven schrecklich angegriffen.“ In der Praxis beginnt die Behandlung: „Herr Brecht schob ein wenig an dem Stuhle und machte sich dann mit einem Spiegelchen und einem Stahlißbchen an dem Zahne zu schaffen. Seine Hand roch nach Mandelseife, sein Atem nach Beefsteak und Blumenkohl. ‘Wir müssen zur Extraktion schreiten’ sagte er nach einer Weile und erblich noch mehr. ‘Schreiten Sie nur’, sagte der Senator und schloß die Lider noch fester. Nun trat eine Pause ein. Herr Brecht präparierte an einem Schranke irgend etwas und suchte Instrumente hervor. Dann näherte er sich dem Patienten aufs neue. ‘Ich werde ein bißchen pinseln’, sagte er. Und sogleich begann er, diesen Entschluß zur Tat zu machen, indem er das Zahnfleisch ausgiebig mit einer scharf riechenden Flüssigkeit bestrich. Hierauf bat er leise und herzlich, stillzuhalten und den Mund sehr weit zu öffnen, und begann sein Werk. Thomas Buddenbrook hielt mit beiden Händen die Sammetarmpolster fest erfaßt. Er empfand kaum das Ansetzen und Zugreifen der Zange, bemerkte dann aber an dem Knirschen in seinem Munde sowie an dem wachsenden, immer schmerzhafter und wütender werdenden Druck, dem sein ganzer Kopf ausgesetzt war, daß alles auf dem besten Wege sei. Gott befohlen! dachte er. Nun muß es seinen Gang gehen. Dies wächst und wächst bis ins Maßlose und Unerträgliche, bis zur eigentlichen Katastrophe, bis zu einem wahnsinnigen, kreisenden, un menschlichen Schmerz, der das ganze Gehirn zerreißt ... Dann ist es überstanden; ich muß es nun abwarten. Es dauerte drei oder vier Sekunden. Herrn Brechts bebende Kraftanstrengung teilte sich Thomas Buddenbrooks ganzem Körper mit, er wurde ein wenig auf seinem Sitz emporgezogen und hörte ein leise piepsendes Geräusch in der Kehle des Zahnarztes ... Plötzlich gab es einen furchtbaren Stoß, eine Erschütterung, als würde ihm das Genick gebrochen, begleitet von einem kurzen Knacken und Krachen. Er öffnete hastig die Augen ... Der Druck war fort, aber sein Kopf dröhnte, der Schmerz tobte heiß in dem entzündeten und mißhandelten Kiefer, und er fühlte deutlich, daß dies nicht das Bezweckte, nicht die wahre Lösung der Frage, sondern eine verfrühte Katastrophe sei, die die Sachlage nur verschlimmerte ... Herr Brecht war zurückgetreten. Er lehnte am Instrumentenschrank, sah aus wie der Tod und sagte: ‘Die Krone ... Ich dachte mir’s.’ Thomas Buddenbrook spie ein wenig Blut in die blaue Schale zu seiner Seite, denn das Zahnfleisch war verletzt. Dann fragte er halb bewußtlos: ‘Was dachten Sie sich? Was ist mit der Krone?’ ‘Die Krone ist abgebrochen, Herr Senator ... Ich fürchtete es ... Der Zahn ist außerordentlich defekt ... Aber es war meine Pflicht, das Experiment zu wagen...’ ‘Was nun?’ ‘Überlassen Sie alles mir, Herr Senator ‘Was muß geschehen?’ ‘Die Wurzeln müssen entfernt werden. Vermittelst des Hebels. Es sind vier an der Zahl ...’

Dieser Zumutung will sich der Herr Senator Buddenbrook nicht aussetzen, und er vertagt die Operation auf den nächsten Termin. Beim Heimweg überfällt ihn jedoch eine Übelkeit, die ihn stürzen läßt: „Es war genau, als würde sein Gehirn ergriffen und von einer unwiderstehlichen Kraft mit wachsender, fürchterlich wachsender Geschwindigkeit in großen, kleineren und immer kleineren konzentrischen Kreisen herumgeschwungen und schließlich mit einer

unmäßige, brutalen und erbarmungslosen Wucht gegen den steinharten Mittelpunkt dieser Kreise geschmettert. Er vollführte eine halbe Drehung und schlug mit ausgegestreckten Armen vornüber auf das nasse Pflaster.“ Aus dem Koma läßt ihn Thomas Mann nicht mehr erwachen, und die soliden kaufmännischen Kollegen kommentieren den Vorfall zwei Kapitel später:

„An einem Zahne ... Senator Buddenbrook war an einem Zahne gestorben, hieß es in der Stadt. Aber, zum Donnerwetter, daran starb man doch nicht! Er hatte Schmerzen gehabt, Herr Brecht hatte ihm die Krone abgebrochen, und daraufhin war er auf der Straße einfach umgefallen. War dergleichen erhört?“

Der Tod an einem Zahn verschafft dem Senator in den Augen seiner Mitbürger - aber auch nach dem Urteil des bayrischen Autors Georg Queri eine Sonderstellung, denn auch Queri meinte um 1910: „Am Zahnweh ist noch keiner gestorben“. Thomas Buddenbrook verletzt also die Vitalitätsnorm der üblichen Gesellschaft und Thomas Mann die deutsche Literaturnorm, indem er aus dem Zahn ein existenzielles Motiv und ein erwähnenswert-erinnerungsträchtiges, ja eine die Figur auszeichnendes Ereignis machte!

Ich habe diese Passage so umfangreich zitieren müssen, um die Eindringlichkeit zu demonstrieren, mit der über Thomas Buddenbrooks Innensicht das Thema Zahnweh zur Identifikation mit der Figur einlädt und die zuvor erzählten metaphysisch-abstrakten Ideen ein physisches Gegengewicht erhalten. Wer die „Buddenbrooks“ gelesen hat, kann kaum verstehen, warum jahrhundertlang die verhängte Schweigezone *nicht* durchbrochen, die Traumata *nicht* besprochen wurden: Warum kommt aber gerade Thomas Mann auf die Idee, sich mittels dieses Themas seinen Lesern einzuprägen?

Diese Frage stellt der Literaturgeschichte gleicherweise wie der Schmerzforschung eine interessante Aufgabe. Lichtenbergs Vorschlag, nach des Autors Zähnen zu fragen, greift als Lösung zu kurz. An Goethe sahen wir, daß eine eigene Ästhetik zu Leerstellen in Texten führt, wo man hohle Zähne und Zahnlicken erwarten würde. Ebenso greift die vor einem Jahrzehnt in einer zahmärztlichen Zeitschrift vertretene These zu kurz, Epochenmerkmale könnten Thomas Manns Darstellung erklären: „Der Naturalismus in der Literatur macht den Zahnschmerz gesellschaftsfähig“. Nein, ebensowenig wie Lichtenbergs Vorschlag einer individuellen Kausalität erklärt der einer epochalen, warum die literarische Schweigezone im Werk Thomas Manns aufgehoben wurde: Es bedurfte zunächst des Interesses von Autoren an Medizin und Krankheit; zwar protestierten noch kurz vor Abfassung der „Buddenbrooks“ Theaterzuschauer gegen Körper-Motive dadurch, daß Gynäkologen in der Premiere eines Hauptmann-Stücks eine Geburtszange schwangen - medizinische Fragen waren einfach kein Gegenstand der Literatur! Die Zukunft gehörte jedoch nicht solchen bildungsbürgerlichen Begrenzungen, sondern antikleischen Themen, die hinter Goethes Rücken aus der ausländischen in die deutsche Literatur einbrachten. Das Interesse für Dostojewski wies z.B. in neue Richtungen: Im Zentrum seiner „Aufzeichnungen aus dem Untergrund“ steht ein Erzähler, der den zeitypisch gesunden „Helden“, den „Menschen mit starken Nerven“ die Möglichkeit zu „Genüssen“ abspricht: „alle tätigen Menschen sind ja nur tätig, weil sie stumpfsinnig und beschränkt sind“. Den für die europäische Dekadenz kennzeichnenden Überdruß am „Schönen und Erhabenen“, nahm Dostojewski mit der Darstellung eines Menschen vorweg, der das Leid genießt. „Auch im Zahnschmerz ist

Genuß. [...] die Erkenntnis, daß man zusammen mit allen möglichen Ärzten vollkommen Sklave seiner Zähne ist“ beschert eine vorher ungeahnte Erlebnisintensität, sie sondert die Figur des Decadent von andern Menschen ab und sichert einen letzten Rest von Individualität im aufkommenden Massenzeitalter. Aber nicht an derart pervers erscheinende Schmerzlust knüpft Thomas Mann an.

Für seine Thematisierung der Zähne, die bei den eigentlichen Naturalisten und der europäischen Dekadenz noch ausgespart blieben, hatte er ein aus heutiger Sicht unerwartetes Vorbild: Sein prägendes frühes Lektüreerlebnis war wiederum ein Ausländer, der große dänische Erzähler Hans Christian Andersen. Seine Geschichte von „Tante Zahnweh“ bildete unmittelbare Anregung. Eine unlängst erschienene germanistische Arbeit hat die Märchen als so ergiebige Quelle dargestellt, daß man Andersen als „Souffleur“ der Mannschen Werke zutreffend beschreiben kann; allen anderen Texten voran behandelt Michael Maar in seiner Studie zurecht das Zahnweh-Märchen. Worum geht es dem Märchenzähler dabei? Andersen beginnt im Erzählrahmen mit dem ironischen Beweis, daß „geschriebene Sachen auch zu brauchen“ sind. Das muß den jungen Autor Thomas Mann in seiner Skepsis gegen Schreiben als Lebensperspektive sowohl angezogen - als auch zu ähnlich gebrochener Schreibweise angeregt haben, der berühmten Ironie. Spuren des Märchens finden sich nach den „Buddenbrooks“ auch noch im „Doktor Faustus“, Thomas Manns spätem Deutschland-Roman, auf dessen zentrale Metaphorik vom „toten Zahn“ ich nur verweisen kann, denn mir geht es vor allem um die Andersen-Buddenbrooks-Bezüge. In der Binnengeschichte des Märchens verwöhnt die Titelfigur - eine Tante Zahnweh genannte Ahne - den Icherzähler, den schwer an seinen Zähnen leidenden, inzwischen verstorbenen Studenten. Sie hatte ihn nicht nur mit Süßigkeiten gefüttert, sondern auch in seinen Phantasien und im Selbstverständnis als Dichter bestärkt - allerdings offenbarte sie ihm im Traum auch eine Bedingung für die Dichterexistenz. Eines Abends fand der Student keinen Schlaf: „Ich kam nicht zu Ruhe; das Wetter legte sich nicht; es war unmanierlich lebhaft. Der Wind sauste und sang auf seine Weise, meine Zähne fingen auch an, lebhaft zu werden, sie sausten und sangen auf ihre Weise. Sie nahmen einen Anlauf zum großen Zahnweh.“ Da erscheint die verzerrt geträumte Ahne, die Spenderin süßer Dichtertäume: „‘Hier ist gut sein!’ summte sie; ‘die Gegend hier ist gut! sumpfiger Boden, Moorboden. Hier haben die Mücken mit Griff im Stachel gesummt, nun habe ich den Stachel. Der muß an Menschenzähnen gewetzt werden. Sie schimmern bei dem da im Bett so weiß. Sie haben Süßem wie Saurem getrotzt, Heißem und Kaltem, Nußschalen und Pflaumenkernen! Aber ich werde an ihnen rucken und zerren, die Würzel mit Zugwind düngen, ihnen kalte Füße machen! [...] Ich bin dicht neben dem Paradiesgarten geboren, außerhalb, wo es windig war und die feuchten Pilze wuchsen. Ich brachte Eva dazu, daß sie sich bei kaltem Wetter etwas anzog, und Adam ebenfalls. Du kannst glauben, im ersten Zahnweh lag Kraft! [...] Aha, so, du bist Dichter!’ sagte sie, ‘ja, ich werde dich in alle Versmaße der Qual hinaufdichten. Ich werde dir Eisen und Stahl in den Leib geben, an all deinen Nervenfasern reißen [...] Ich werde dich die Versmaße lehren!’ sagte sie. ‘Großer Dichter muß großes Zahnweh haben, kleiner Dichter, kleines Zahnweh!’ ‘Oh, laß mich ein kleiner sein!’ bat ich. ‘Laß mich gar keiner sein! Und ich bin kein Poet, ich habe nur Anfälle von Dichten, so wie Anfälle von Zahnweh! Geh, ach geh!’“

Wer wie Thomas Mann früh einem derart erhöht-verklärenden Kontext für das Zahnweh begegnet - einem Mythos dank des Rückverweises zum Paradies! - und wer sich als Außenseiter auch zum Dichterdasein berufen oder verdammt, jedenfalls aber geboren glaubt, den wird so eine Lektüre fast notwendig „positiv“ prägen. Literatur geht zu großen Teilen immer auf andere Literatur zurück! Hier befriedigten Märchen umfassend und existenziell das Bedürfnis nach Bedeutsamkeit der Zähne. Das real tradierte kollektive Trauma, das die Schweigezone geschaffen hatte und über das Wilhelm Busch seine Späße machte, war mit Andersen aufgehoben. Den „tiefen Schmerz“, der dem „tiefen Poeten“ nach dem spießbürgerlichen Humoristen unbedingt „vonnöten“ war, hatte Andersen mythisch aufgeladen. Er verband Tiere und Menschen mit paradiesischen Ursprüngen. Mit dem Zahnmotiv verknüpfte Andersen außerdem auch seine Homosexualität, die ja Thomas Mann mit ihm teilte: Tante Zahnweh stammt vom Geschlecht außerhalb des Paradieses und stigmatisiert in einem positiv auszeichnenden Sinn denjenigen, der sich weder mit Adam noch Eva identifizieren kann. Der erzählte Kontext - „Großer Dichter muß großes Zahnweh haben“ - und die vielen Märchenmotive Andersens haben jedenfalls Thomas Mann geprägt und schufen die Basis für die lebenslange Thematisierung sowohl seiner Zähne wie der homophilen Neigungen. Sie waren nach Andersen kein Anlaß ausgrenzenden Verlaufs, sondern bestätigten das Dichtergenie in seiner zweifachen Sonderrolle. Mit meinen Textbeispielen durch die Zeit habe ich einen Weg abgeschnitten, der anders als der anfangs zitierten komparatistischen Kollegen Theodore Ziolkowski nicht von „Psychodontia“ zu „Sociodontia“, von der psychologisch zur soziologischen Thematisierung der Zähne führte. Soziologische Aspekte enthält m.E. die bei jeder neuzeitlichen Gestaltung anklingende Honorarfrage; mit der Behebung von Schmerz wurden immer schon Geld und Ansehen verdient. Für mich entwickelt sich das Zahnwehmotiv auf Umwegen über Andersen oder Dostojewski weg von den Traumata, deren Darstellung man sich und den Lesern ersparte. Schweigezonen, die der Ausgrenzung sexueller Assoziationen ebenso wie jenem Schmerz verdankt wurden, die zum Ignorieren des Mundbereichs, zu einer Art Zahn-Amnesie führten, lösten sich durch Verbalisierung auf. Sie wurden - wie in Thomas Manns Tagebüchern nachzulesen - in lebbare Kontexte gestellt und verloren nicht nur die Bedrohlichkeit, sondern steigern sogar das Selbstbewußtsein. Literatur kann aufklärerisch wirken, auch wo es sich nur um Märchen handelt, sofern nur Leser da sind, die diese Art Traumata-Abbau schätzen. Ganz zum Schluß noch ein persönliches Wort, für das ich mich eines weiteren russischen Zitats bedienen darf: Ossip Mandelstam, der große Avantgardepoeet, beschreibt die Not während der revolutionären Phase 1917 in seiner Heimat u.a. damit, daß es „bei den Zahnärzten keine Stützähne mehr“ gab. Und dann läßt er eine Konfession folgen, der ich mich anschließe: „Ich liebe die Zahnärzte für ihre Liebe zur Kunst, für ihren weiten Horizont und für ihre Toleranz. Ich sündiger Mensch liebe das Surren der Bohrmaschine - dieser armen irdischen Schwester des Flugzeugs, das mit seinem Bohrer das azurme Blau des Himmels durchdringt“.

## Literatur

Hans Christian Andersen. Sämtliche Märchen in zwei Bänden (2. Band, S. 698-711). München, 1995.  
 Fjodor M. Dostojewski. Aufzeichnungen aus dem Untergrund. Eine Erzählung. In F.M. Dostojewski: Der Spieler. Späte Romane und Novellen (S. 431-449). Darmstadt: Wiss. Buchges., 1974.

Günter Grass. örtlich betäubt. Roman. Neuwied und Berlin, 1969. (dazu: Carl O. Enderstein (1974), Zahn-  
symbolik und ihre Bedeutung in Günter Grass' Werken. Monatshefte, 66(1), 5-18.)  
Johann Wolfgang von Goethe. Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen  
Divans. Im Abschnitt Allgemeines.

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 15. Band: Z - Zmasche. Bearb. von M. Heyne, H.  
Seedorf, H. Teuchert. Leipzig, 1956 (Stichwort ZAHN).  
Heinrich Heine: Sämtliche Schriften in 6 Bänden. Hrsg. von Klaus Briegleb. Bd. 3, S. 308, S. 806 und S.  
822f.

Inin, Arkadi (1993). Zahnarzt, Schwiegermutter, Installateur. Wie traurig es ist, in Rußland Satiriker zu sein.  
In SZ am Wochenende. Süddeutsche Zeitung 28./29. August 1993.

Kühn, Wolfgang (1938). Der Zahnarzt in der modernen Literatur. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des  
zahnärztlichen Standes. Mediz. Diss. Köln (bei Lejeune).

Ossip Mandelstam. Das Rauschen der Zeit. Die ägyptische Briefmarke. Vierte Prosa. Gesammelte „auto-  
biographische Prosa der 20er Jahre“. Aus d. Russischen übertr. von R. Dufli. Zürich, 1985 (Zitat S.  
201).

Nechwatal, Norbert (1987). Der Naturalismus in der Literatur macht den Zahnschmerz gesellschaftsfähig.  
Zahnärztliche Mitteilungen, 77, 248-253.

Ziolkowski, Theodore (1983). The telltale teeth: From psychodontia to sociodontia. In T. Ziolkowski (Ed.),  
Varieties of Literary Thematics (pp 3-33 and 228-232). Princeton.

**Poet's toothache**

*Teeth are rare literary subjects in German poetry. One will neither find any example of positive  
usage in German dictionaries. The most negative quotations are Goethe's, who also banned  
physical themes form classical literature as trivial. Thus teeth, if at all, are mentioned in mea-  
ner genres e.g. satirical verse or popular tales. Thomas Mann was the first German author to  
make teeth a prominent attribute of his persons in „Buddenbrooks“ (1901); this can be traced  
back not so much to personal psychologic motifs but to the works of two foreign authors. A story  
by Dostojevsky and above all an Andersen tale created contexts which loosened through the  
restrictions imposed on teeth in earlier German literature.*

*Keywords: Teeth, odontology, toothache, German literature*

Dr. Ulrich Dittmann  
Institut für Deutsche Philologie  
Ludwig-Maximilians-Universität München  
Schellingstr. 3  
80799 München

**Anmerkungen**

1 Vortrag auf der Jahrestagung der M.E.G. in Bad Orb, 5.-8.11.1998

**Die erste Zahnextraktion unter Hypnose (1824)**

*Delatour<sup>1</sup>*

■ *Die erste Zahnextraktion unter Hypnose  
(damals Mesmerismus) wird üblicherweise dem  
Pariser Arzt Jean-Victor Oudet zugeschrieben, der  
sie am 14.11.1836 durchgeführt haben soll (Four-  
mestraux, 1934; Chaves, 1997, siehe auch seinen  
Artikel in diesem Heft). Gauld (1992, S. 134f)  
erwähnt jedoch eine weit frühere Extraktion, durch-  
geführt im Mai 1824 und von Delatour, einem Mit-  
glied der „alten Société du Magnétisme“, magne-  
tisch begleitet und später in der Zeitschrift L'HER-  
MES 1826 beschrieben. L'HERMES erschien in vier  
Bänden von 1826-29 und zeugt von dem unter den  
damaligen französischen Ärzten wiedererwachten  
Interesse am animalischen Magnetismus Anfang des  
19. Jahrhunderts, das schließlich zu jener seit 1784  
langerwarteten wissenschaftlichen Anerkennung des  
Verfahrens durch die Französische Königliche Aka-  
demie der Medizin am 21. und 28. Juni 1831 geführt  
hat (vgl. Foissac, 1833; Siemers, 1835). In dieser  
Zeitschrift L'HERMES werden übrigens noch eine  
Reihe weiterer interessanter Fälle von hypnotisch-  
magnetischer Anästhesie beschrieben, wie z.B. die  
Brustkrebsoperation einer Madame Plantin am  
12.4.1829 durch den Chirurgen Jules Cloquet.  
Unser französischer Kollegen Dr.med. Patrick Bel-  
let hat uns dankenswerterweise den Text zur Verfü-  
gung gestellt. BP*

*Suchbegriffe: Zahnextraktion, Magnetismus, Ge-  
schichte, Hypnose*

**H**ier nun eine andere Begebenheit. M. Prot, ein 14jähriger junger Mann, den ich am 1.  
August 1823 zum ersten Mal in Somnambulie versetzt hatte und zwar in einem Experiment